

Leseprobe aus:

Reich
Die Nächte auf ihrer Seite



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER



Annika Reich

Die Nächte auf ihrer Seite

Roman

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24766-6

© Carl Hanser Verlag München 2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C006701

Objects in the mirror are closer than they appear.
(Warnhinweis auf Außenspiegeln von US-amerikanischen,
kanadischen und indischen Kraftfahrzeugen)

An der Mauer entlang

Sira hatte keine Lust auf eine politische Situation. Sie hatte nicht wochenlang in Farids Laden Pasten püriert und Paprika enthäutet, um irgendwelchen Aufständen beizuwohnen. Sie wollte mit ihren Cousins Tennis spielen und auf dem Nil herumschippern, sie wollte sich von ihrer Tante bekochen lassen und über nichts nachdenken müssen, schon gar nicht über eine politische Situation.

Doch in Tunesien war die Lage eskaliert, Ben Ali auf der Flucht, und die Unruhen drohten auf andere arabische Staaten überzugreifen. Es war der 22. Januar 2011. Siras Flug nach Kairo ging in drei Stunden.

»Wie deine Großmutter immer gesagt hat: Geh leise an der Mauer entlang, wo dich niemand sehen kann. Denk bitte immer daran«, hatte ihre Mutter ihr am Vormittag zugehaut und ihr dabei die üblichen Mitbringsel in die Hand gedrückt: 25 Tafeln billige Nussschokolade, zehn Flaschen künstlich riechendes Shampoo, Parfum aus dem Drogeriemarkt, Rheumasalben, eine Kiste voller Lesebrillen und eine ganze Palette Süßstoff, dazu mehrere aufwendig verpackte Geschenke.

»Glaubst du wirklich ...?«, hatte Sira gefragt, aber ihr Vater, der die Probleme seines Landes inzwischen für Naturgesetze hielt, hatte sie schroff unterbrochen: »Aufstände in Ägypten? Schön wär's! Darauf können wir lange warten. In Ägypten ändert sich nichts, jedenfalls nicht, solange ich noch lebe.«

Dann hatte er sie umarmt und gesagt: »Fahr ruhig und mach dir keine Sorgen!«

Sira war trotzdem beunruhigt. Sie schaute auf die Uhr und schrieb ihrer Mitbewohnerin Christine einen Zettel.

Sira war heute Morgen aus dem Haus gegangen, ohne sich von ihr zu verabschieden. Beim Packen hatte Christine sie gefragt, ob sie in Kairo auch ein Kopftuch trage, ob ihre Cousinen alle ein Kopftuch trügen und ob Frauen, die Kopftuch tragen und Frauen, die kein Kopftuch tragen, die gleichen Interessen hätten? Sira hatte nichts darauf geantwortet und Christine nach der letzten Frage gebeten, sie in Ruhe weitermachen zu lassen. Jetzt hatte sie ein schlechtes Gewissen, aber sie war es so leid, dass ihre Berliner Freunde andauernd hören wollten, wie religiös ihre Familie war, und wie sehr ihre Cousinen von ihren Ehemännern unterdrückt wurden.

Sie schrieb: *Sorry für vorhin, war nicht so gemeint. Ich bring Dir Gewürze mit. Umarmung. S.* und legte den Zettel auf den Küchentisch. Da klingelte es auch schon.

Sira wuchtete die beiden Taschen über die Schultern, schloss die Wohnungstür hinter sich und ging die zwei Stockwerke hinunter. Farid kam ihr entgegen und nahm ihr das Gepäck ab: »Was ist denn da alles drin, um Himmelswillen?«

»Mama, du kennst sie doch! Und ich muss das jetzt alles mitschleppen. Wenigstens die Kinderriegel konnte ich ihr diesmal ausreden«, sagte Sira.

Farid lachte: »Kinderriegel, echt? Immer noch? Aber du weißt ja, zurück wird es noch schlimmer. Familie eben! Ich beneide dich, würde auch gerne mal wieder nach Kairo fahren.«

Die Familie. Wenn Sira ehrlich war, hatte sie jetzt nicht nur Angst, dass die tunesischen Unruhen nach Ägypten

schwappen könnten, sondern auch, dass ihre Familie sie überschwemmte, bis kein Fleckchen Privatsphäre mehr übrigblieb. Das gefräßige, vielarmige Wesen ihrer ägyptischen Familie war zwar zärtlich, ließ sie aber nicht aus den Fängen.

»War dir das nie zu viel?«, fragte Sira, als sie in Farids Wagen einstieg.

»Familie – zu viel? So ein Quatsch! Wer hat dir das denn eingeredet?«

»Warum denkst du immer, mir hätte jemand was eingeredet?«

»Denke ich das immer?«, fragte Farid.

Vielleicht hatte er recht. Die meisten ihrer Tanten waren humorvolle Ladys, in deren Fängen es sich eigentlich ganz gut leben ließ; außerdem war sie gegen den Tantenkraken sowieso machtlos, und je früher sie sich das eingestand desto besser.

»Wo ist Markus eigentlich?«, fragte Farid, als sie an einer Ampel hielten.

»Er lernt.«

»Hat er Prüfungen?«, fragte Farid.

»In drei Monaten«, sagte Sira.

Farid drehte den Kopf in ihre Richtung: »Fleißig, fleißig.«

»Lass es!«, sagte sie.

Als Markus ihr erklärt hatte, warum er sie nicht zum Flughafen bringen konnte, hatte sie ihn sogar ein bisschen bewundert, aber die Ehrfurcht vor seiner Geradlinigkeit schwand mit jeder Minute, der sie sich dem Flughafen näherten. Und spätestens, als sie sah, wie ihr Bruder hinter der Absperrung wartete, bis sie durch die Sicherheitskontrolle gegangen, wie er dort stand, wartete und winkte, bis sie um die letzte Ecke gebogen war, verstand sie Markus nicht mehr,

ihn nicht und diesen emotionalen Geiz nicht, den er ihr ständig als Vernunft verkaufte. Und je mehr sie nun darüber nachdachte, desto wütender wurde sie auf ihn und desto wütender wurde sie auf sich, weil sie diese Anfälligkeit für alle Arten von Vernunft hatte, selbst für den als Vernunft maskierten Geiz. Vernünftige Menschen gaben Sira das Gefühl, berechenbar zu sein, berechenbarer als ihre Mutter, aber das war eine andere Geschichte.

Nun stand Sira an der Kasse des Flughafenshops und kaufte eine Flasche Schnaps für ihren Onkel Tamer, der als einziger in der Familie Schnaps trank und die Menschen unterteilte in solche, die trinken und solche, die nicht trinken. Das Trinken schied nicht nur Religiöse von Nicht-Religiösen, sondern war auch eine Frage der Klassenzugehörigkeit; Onkel Tamer schätzte natürlich nur die Trinker, alle anderen waren für ihn humorlose, religiöse Eiferer. Er nutzte außerdem jede Gelegenheit, um dem Rest seiner Familie zu demonstrieren, dass er viel kosmopolitischer war als sie, er, der in den USA studiert hatte und mit einer Frau aus der Kairoer *upper class* verheiratet war. Die Familie rührte keinen Tropfen an, aber ließ Onkel Tamer trinken, so wie sie den salafistischen Cousin oder Siras Vater in Ruhe ließ, der Witze über den Islam machte.

Sira schaute sich in dem Laden um. Außer ihr kauften vor allem Geschäftsmänner ein. Ein Pickliger zwinkerte ihr zu. Sie wendete sich ab. Als sie wieder aufschaute, stand eine Frau, die eine Niqab trug, vor ihr und kaufte einen knallroten Lippenstift. Die Frau erinnerte sie an eine Dame, die sie einmal während des Ramadans in Kairo getroffen hatte.

Damals wollte Sira auch Schnaps für Onkel Tamer besorgen. Doch die KassiererIn weigerte sich, ihr die Flasche zu verkaufen und blickte dabei so entschlossen drein, dass Sira das Getränk gerade wieder zurück ins Regal stellen wollte, als eine ältere Dame hinter ihr auftauchte und die KassiererIn anherrschte, ihrer Tochter auf der Stelle den Alkohol auszuhandigen. Die KassiererIn erschrak, senkte den Blick und tippte den Preis in die Kasse.

Sira hatte der Frau mit einem kurzen Lächeln gedankt und dann etwas abseits auf sie gewartet, um sie zu fragen, warum sie ihr geholfen habe. Diese hatte sie angefunkelt und erwidert, dass es ihr ganz und gar nicht gefalle, wenn während des Fastens getrunken werde, nein, das gefalle ihr nicht, und es gefalle ihr auch nicht, dass eine junge Frau wie sie überhaupt Alkohol kaufe; was sie aber noch viel weniger leiden könne, fuhr die ältere Dame fort und machte eine kurze, effektvolle Pause, seien *Bitches*.

Daran dachte Sira, als ihr Flug aufgerufen wurde, sie den Schnaps bezahlte und ins Flugzeug stieg. Nun schaute sie auf das mausgraue Berliner Rollfeld und beschloss, sich erst einmal nicht mehr bei Markus zu melden. Sie kippte zwei Bloody Marys, weil ihr Bloody Marys wie der Gipfel der Unvernunft vorkamen – schließlich schmeckten sie nicht einmal –, schief kurz darauf ein und wachte erst wieder auf, als die Landung in Kairo angekündigt wurde.

Ihre beiden Cousinen Nahla und Myriam winkten ihr schon von weitem zu und redeten sofort lauthals auf sie ein, fragten nach ihren Eltern, nach Farid, nach Ada und Fanny. Sie verließen das Flughafengebäude, Sira schlug die warme,

versmogte Luft entgegen, und mit einem Atemzug standen ihr all die Erinnerungen an frühere Besuche vor Augen; Szenen von sonnenbeschienenen Nachmittagen auf den Rasenflächen der Social Clubs, von stundenlangen Mall-Besuchen mit ihren Cousinen und von all den nicht enden wollenden Familienessen.

Auf der Fahrt nach Zamalek verlor Sira mehrmals den Gesprächsfaden, weil sie sich an das schnell gesprochene Arabisch erst wieder gewöhnen musste, aber auch weil der Blick aus dem Fenster sie immer wieder ablenkte: Wie viele Menschen in Kairo auf den Straßen liefen, wie laut es war und wie sehr es nach Benzin roch, nach Staub und nach Essen. Daran würde sie sich nie gewöhnen können, egal wie oft sie hier war. Im Radio sang Muhammad Muñir: *Wenn die Brise durch ihr Haar fährt, sagt sie Aah. Auch das feine Parfum, das mit ihrer Haut verschmilzt, sobald es sie berührt, sagt: Aah.*

Nahla rollte die Augen und schaltete das Radio ab. Sie fuhren am Lieblings-Straßencafé ihres Onkels, dem *Zahrat al-Bustan*, vorbei und zahllosen anderen Restaurants, Supermärkten und Läden mit ihren chaotischen Auslagen, in denen es von Auberginen über Rollkoffer bis hin zu Autoreifen alles zu kaufen gab. Dann fuhren sie über die Brücke auf »die Insel«, wie Zamalek hier genannt wurde, und bald nachdem sie die Brücke verlassen hatten, änderte sich das Straßenbild – alles wurde ruhiger und gepflegter, stiller und vertrauter. Sie parkten den Wagen.

Zu Hause hatte Tante Seda groß aufgekocht und die ganze Familie zusammengetrommelt. Sira wurde so oft umarmt, bis sie jegliches Beharren auf Eigenständigkeit sinken ließ und sich wieder daran erinnerte, wie das ging – in einer Familie aufzugehen.

»Und wie läuft's bei dir?«, fragte Tante Manāl, als sie sich gerade an den Essenstisch gesetzt hatten.

»Lass sie doch erst mal ankommen«, sagte Nahla und flüsterte Sira ins Ohr: »Ob du verlobt bist?«

»Ach, so«, sagte Sira, »läuft super, ja, ich hab einen Studienplatz für Medizin bekommen.«

»Aha«, sagte Tante Manāl. »Und weiter?«

»Verlobt bin ich nicht, falls du das wissen willst.«

»Dann wird es aber Zeit«, sagte Tante Manāl und häufte Sira Speisen auf den Teller. »Oder gehörs du auch zu dieser grässlichen Satellitenschüsselgeneration wie deine Cousinen?«

Satellitenschüsselgeneration? dachte Sira.

»Jetzt freuen wir uns erst einmal, dass Sira da ist und verhörs sie nicht gleich am ersten Abend«, sagte Tante Seda, schenkte Sira ein Glas Laimun ein und fuhr fort: »Und du, liebes Tantchen, hast dir in deiner jungen Ehe sicher mehr als einmal gewünscht, ein bisschen länger gewartet zu haben, stimmt's?«

Tante Manāl schaute streng, doch dann zuckte sie mit den Schultern und sagte: »Medizin, also? Na ja, dann wird wenigstens aus dir noch was Anständiges. Wenn dein Bruder schon einen Feinkostladen aufgemacht hat. Ein Feinkostladen, euer armer Vater. Dabei war Farid doch eigentlich auf einem guten Weg, Jura und so. Na ja, wie auch immer: Ich hätte sowas nie zugelassen!«

»Willst du noch ein bisschen Lamm, Tante Manāl?«, fragte Tante Seda und zwinkerte Sira zu.

Sira lächelte zurück und dachte, wie sehr sie Tante Seda mochte und wie sehr sie Nahla und Myriam um eine Mutter beneidete, die nicht alles wissen wollte und nicht alles wissen musste.

Später saßen sie im Wohnzimmer zusammen und packten die Geschenke aus: die Schokoladen und Shampoos, aber auch Stoppersocken und eine ganze Batterie von Lesebrillen.

Als das letzte Päckchen ausgepackt war, sagte Tante Seda: »Ich möchte mal wissen, was sie von hier nach Deutschland mitbringt ...«

Alle lachten und probierten die Lesebrillen auf. Dann plauderten sie eine Weile über das Leben in Berlin, die Hochzeit einer entfernten Cousine und die ungezogenen Kinder der Nachbarn unter ihnen, bis Onkel Danyal fragte: »Was denkt man in Berlin eigentlich über Tunesien?«

»Hm, ja, weiß nicht«, sagte Sira. »Wir finden es gut, glaube ich.«

»Gut?«, fragte Tante Seda.

»Ist es nicht gut?«, fragte Sira.

»Was? Es ist unglaublich! Wir können gar nicht fassen, was die Tunesier geschafft haben!«, sagte Onkel Danyal mit leuchtenden Augen. »Bei uns würde sowas nie passieren, nie! Du musst dir nur die Zeitung von letzter Woche ansehen. Ich hab sie extra für dich aufgehoben. Hier, warte mal!«

Onkel Danyal stand auf, kramte in einem Stapel Papier und legte Sira eine Zeitung auf den Schoß. Die Schlagzeile lautete: *Ägypten steigt auf: Mubarak erreicht das höchste Niveau wirtschaftlicher Sicherheit für sein Land.*

»Das war der Tag, an dem Ben Ali zurückgetreten ist«, sagte Onkel Danyal.

Sira schwieg.

»Habt ihr von den Männern gehört«, Onkel Danyal räusperte sich, »die sich vor dem Parlament angezündet haben? War das ein Thema in der deutschen Presse?«

Sira nickte.

»In Kairo könnten sich Hunderte anzünden«, sagte Nahla.
»Aber nervös sind sie schon. Die Tankstellen dürfen das Benzin nicht mehr in Kanistern verkaufen«, sagte Tante Seda.

Sira dachte an Markus und an ihre Mitbewohnerin Christine, die gerade einen Bachelor in Romanistik und Anglistik machte, sie dachte an Farid und Ada, an die vielen Abende in den Neuköllner Kneipen, und nichts davon blieb stehen – nichts, bis auf ihr künftiges Medizinstudium; das war das einzige, was stehen blieb, im Angesicht brennender Männer.

REIGEN

Das Paar geht Hand in Hand durch den Innenhof und kommt eine Stunde später in der gleichen Verhaftung wieder zurück. Hat es auf dem Hinweg noch ausgesehen, als spielen die beiden das Händchenhalten nur vor, wirkt es auf dem Rückweg, als imitieren sie sich selbst.

»Ich verlass mich auf dich«, sagt die Frau.

Der Mann nickt, die Frau nickt – beide kurz und hart wie Trapezkünstler vor dem Absprung.

Zu nah, zu fern

Die Kamera lief. Ada legte ihre Hand auf das kühle, schwarze Gehäuse und schaute durch das geöffnete Wohnzimmerfenster nach draußen in den Innenhof. Gerade war das letzte Paar verschwunden. Der Hof wirkte nun wie eine Kulisse, die auf ihre nächste Szene wartete. Ada warf sich eine Bluse über, setzte einen Kaffee auf, aß den Rest der Schokolade und ließ die Auftritte der letzten Paare noch einmal Revue passieren: Sie liefen durch die schwere, lackierte Tür des Vorderhauses, querten in unterschiedlichen Gangarten den Hof, verschwanden im Hinterhaus und kehrten eine Stunde später wieder zurück – immer im Kreis von morgens bis abends. Ein Reigen aus Tripplerinnen und Trottern, und alle heulten sie den Mond an.

Ada kippte den Kaffee in eine Tasse, tätschelte ihre Kamera wie einen kantigen Doggenkopf und ließ ihren Blick auf dem gegenüberliegenden Yogazentrum verweilen, das mit seiner futuristischen Glasfassade in das Rondell aus Pflastersteinen schnitt und dem Jugendstilgebäude gegenüberstand, als gäbe es etwas auszufechten oder als hätte eines der beiden Häuser sich hierher verirrt.

Gleich würde Farid kommen und Fanny zurückbringen. Ada betrachtete ihr Wohnzimmer. Eine Staubschicht überzog den Schreibtisch, der Strauß Rosen begann zu welken und auf dem Boden standen noch die beiden Rotweingläser der vorletzten Nacht. Fanny mochte es ordentlich, so

ordentlich wie bei ihrem Vater. Ada musste also dringend staubsaugen. Doch bevor sie staubsaugen konnte, musste sie Musik für die Übergabe-Szene aussuchen. Sie wollte ein Lied finden, das Farid beeindruckte, wenn er es aus dem Hintergrund hörte, eines, das so beiläufig wie möglich ihr neues Leben bezeugte. Als Regina Spektor ganz ohne Vorankündigung *I never loved somebody fully. Always one foot on the ground* sang, ging Ada am Staubsauger vorbei in die Küche.

In der Spüle stapelte sich das Geschirr, neben den vertrockneten Kräutern und einer Rolle Luftpolsterfolie stand immer noch der Becher, aus dem Fanny vor einer Woche ihren Kakao getrunken hatte. Die leere Kameratasche lag neben dem Mülleimer, auf dem Boden türmten sich die ungelesenen Zeitungen und über einem der beiden Stühle hingen ein Anorak, dicke Strümpfe und ein dunkelroter BH. Ada nahm die Luftpolsterfolie in die Hand und ließ ein paar der Plastik-Bläschen platzen, dann raffte sie die Kleider vom Stuhl, schmiss sie im Vorübergehen auf ihr Bett und ging zurück ins Wohnzimmer.

Natürlich freute sie sich auf Fanny – sie hatte sie schließlich eine ganze Woche nicht gesehen –, aber sie hatte auch Angst. Angst vor Fannys schwarzen Haaren, Farids schwarzen Haaren, ihrer Wehleidigkeit, seiner Wehleidigkeit. Es war nicht leicht, eine Mutter mit Unterbrechungen zu sein. Farid war mit seiner Rolle als Vater verschmolzen, aber sie nicht, bei ihr dauerte es immer eine Weile, bis sie wieder in ihre Rolle fand. Manchmal wunderte sie sich sogar, überhaupt eine Mutter zu sein.

Wenn Farid Fanny zurückbrachte, kam er Ada manchmal so nah, dass sie zurückwich, ihm mit ausgestrecktem Arm

Fannys Tasche entriss und sich nichts mehr wünschte, als dass er verschwand; manchmal blieb er so distanziert, dass seine Umrisse nur schemenhaft zu erkennen waren und sie ihn am Ärmel greifen und zu sich hinziehen wollte. Und immer stachen ihr an Fanny Zeichen der Entfremdung ins Auge, auch wenn es nur eine neue, glitzernde Haarklammer war, die sie, kaum war Fanny im Bett, sofort verschwinden ließ.

Bei jeder Übergabe versuchten Ada und Farid sich wie Erwachsene zu benehmen, und jedes Mal trampelte Fanny vom Hausflur in den Wohnungsflur und zurück, um ihren Eltern einen Pfad zu bereiten. Doch Ada und Farid betraten ihn nicht, sie waren zu sehr damit beschäftigt, Zahlen und Zeiten abzufragen und sich gegenseitig zu belauern.

Mitten in diese Farce hinein blitzte dann auch noch ein Geisterfahrerbild auf, in dem Ada mit Farid schlief, als hätten sie sich getäuscht, als wäre zwischen ihnen noch etwas offen. Doch zum Glück verflog es so schnell, wie es gekommen war, und kaum war es verflogen, kippte die Situation endgültig. Einer von beiden sagte einen jener Sätze, die sich Paare sparten, die noch auf eine gemeinsame Zukunft bauten, und kaum war dieser Satz gesagt, wurde Fanny zappelig, machte ruckartige Bewegungen mit Armen und Beinen und wollte den Satz vertreiben, der da schon zu schwer im Raum hing, um sich noch vertreiben zu lassen. Fanny begann zu weinen, Farid pfefferte Fannys Tasche in den Flur, und Ada fragte die gleichen Fragen, immer die gleichen Fragen. Kurz darauf waren Tür und Kapitel zu. Geschlagen.

Natürlich gab es auch die friedlichen, erschöpften Übergaben. Und wenn Ada ehrlich war, fürchtete sie sich vor den friedlichen Übergaben fast noch mehr als vor den verpatz-

ten. Denn was war eine friedliche Übergabe anderes als die Bestätigung dafür, dass es sich nicht einmal mehr zu streiten lohnte? Und was war eine missglückte Übergabe anderes als der letzte Beweis dafür, dass die Entscheidung sich zu trennen richtig gewesen war?

Wie sehr sie Fanny dabei als Blitzableiter missbrauchten, fiel Ada immer erst auf, wenn Fanny schon schlief. Sie setzte sich dann auf ihr Bett, streichelte die Locken, die sie liebte, die sie auch an Farid immer geliebt hatte, und beobachtete ihre schlafende Tochter, die mit Armen und Beinen zuckte, als gäbe es noch etwas zu erledigen. Manchmal schlafwandelte Fanny. Sie versuchte dann, Ordnung in das gemeinsame Leben zu bringen: die Gabeln in den Kühlschrank, die Messer in den Backofen.

Morgens, wenn Fanny gerädert aufwachte, fragte Ada sie, ob sie nicht etwas zusammen ordnen wollten, die Bücher im Kinderzimmer zum Beispiel. Fanny liebte es, ihre Bücher neu zu sortieren, mal nach Farbe, mal nach Größe oder Alphabet. Und manchmal, wenn Ada drehfrei hatte, nahmen sie sich das große Regal im Wohnzimmer vor.

Ada schaute auf die Uhr und setzte sich aufs Sofa. Noch fünf Minuten bis zur Übergabe. Farid hatte sie nie warten lassen. Er beherrschte die Klaviatur der unlauteren Methoden nicht. Er manipulierte nicht und ließ sich nicht manipulieren. Wenn sie ihm Land entzog, verharrte er so lange an Ort und Stelle, bis ihr der Atem ausging. In all den Jahren waren ihre Krisen einfach verpufft, eine nach der anderen, all die Hitze für die Katz. Wie sehr sie auch versuchte, sich mit ihm zu verstricken, immer blieb sie mit losen Enden zurück.

Ada strich sich über die Bluse. Seide, blaue Seide. Eigent-

lich konnte sie sich keine Seidenblusen leisten, aber sie kaufte sie trotzdem, eine nach der anderen, in leuchtenden Farben, weil Seide zu ihrer Haut so großzügig war wie das Leben es hätte sein sollen, wenn es genügend Anstand gehabt hätte, Anstand und Mut. Doch wie sollte ihr Leben Mut beweisen, wenn sie sich ständig auf Halbseidenes einließ und jetzt gerade auf ihren Ex-Mann wartete, der jede Minute ihre ordnungsliebende Tochter zurückbrachte, der sie wahrscheinlich wieder nicht gerecht werden würde – schon gar nicht mit einem angebissenen Croissant auf dem Heizkörper.

Ada stand auf, warf das morsch gewordene Hörnchen in den Papierkorb, wischte den Staub vom Tisch, kippte das Blumenwasser in den Ausguss und würgte Regina Spektor ab, die mit ihrer sperrig-verletzlichen Stimme nicht mehr zu ertragen war. Dann ging sie ins Bad, schminkte sich die Lippen so rot wie nötig und fuhr sich durch die kurzen Haare.

Als es klingelte, streckte Ada die Arme über den Kopf, dehnte sich nach links und nach rechts, versuchte mit den Fingerspitzen den Boden zu berühren, atmete einmal tief ein und aus, blickte in den Spiegel, dachte an einen Satz von Woody Allen: *Warum musste man eigentlich immer das schlechte Fernsehen nachspielen?*, und öffnete die Tür.

Fanny fiel ihr in den Arm. Farid griff durch die Bannmeile hindurch und sagte: »Neu? Seide«, während er seine Hand von ihrem Unterarm wieder zurückzog.

Und weil er das getan hatte, und es so unerwartet war, verpasste Ada ihren Einsatz; und weil sie ihren Einsatz verpasste, verpasste Farid seinen Einsatz; und weil beide ihren Einsatz verpassten, fühlte sich plötzlich alles anders an.

Farid und Fanny schauten in Adas Richtung. Keine Missträulichkeiten, keine Frage nach dem nächsten Wochen-

ende, wer zum anstehenden Kinderarztbesuch ging und wer zum Elternabend, nichts darüber, wer die teuren Stiefel für Fanny kaufen musste, und dass Farids Eltern ihre Enkelin auch endlich einmal wiedersehen wollten, nichts von alledem, sondern nur: »Willst du kurz reinkommen?«

Farid zögerte, schaute Ada fragend an. Er hatte Fannys Tasche nicht in die Ecke geschmissen, und Ada hatte Fanny nicht gefragt, ob denn die Woche bei ihrem Vater auch schön gewesen war, sondern nur: »Willst du einen Kakao?«

Fanny und Farid nickten und sagten beide gleichzeitig: »Ja.«

Dann lachten sie und gingen in die Küche. Fanny setzte sich auf einen Stuhl und begann von einem Zeichentrickfilm zu erzählen. Sie ließ dabei ihre Füße baumeln und kicherte so unbeschwert, als wäre die ganze Trennungsgeschichte ihrer Eltern nur auf einem Wunderblock skizziert und in diesem Moment mit einem Ritsch und einem Ratsch gelöscht. Als sie ihren Kakao ausgetrunken hatte, sprang sie auf und verschwand in ihrem Zimmer.

Ada und Farid schauten Fanny hinterher. Farid rief: »Fanny, alles ok?«

»Bin müde«, rief Fanny zurück.

»Willst du nichts mehr essen?«, fragte er.

»Hab schon«, rief sie.

»Glaub ihr kein Wort«, flüsterte Farid und folgte Fanny ins Kinderzimmer.

Ada hörte die beiden flüstern.

Farid sagte: »Ach, so!« und kehrte in die Küche zurück.

»Ach, so?«, fragte Ada.

»Alles gut«, sagte Farid.